

Fulbert Steffensky

## **Kirchen in der Stadt**

### **Orte der Besinnung, Ermutigung und Begegnung**

#### **1.. Gibt es einen Glauben außerhalb der Kirche?**

Ich habe einen Freund etwa meines Alters, der mit 25 Jahren aus der Kirche ausgetreten ist.. Ausgewachsen ist er im schwäbischen Pietismus. Dort hat er gelernt, die Bibel und die Losungen zu lesen. Er kann aus jener Zeit Kirchenlieder, die er gelegentlich noch summt. Er hat die Moral jener Gruppe gelernt und diese Moral ist immer noch verbunden mit den alten Geschichten, die er gehört hat und die Solidarität, Schutz der Schwachen und Hoffnung auf die Ganzheit des Lebens proklamieren. Was unterscheidet ihn von mir, der ich die Kirche brauche, die Kirche liebe; der sich an der Kirche ärgert und der unfähig ist, sie zu verlassen?

Zunächst unterscheidet uns nichts. Wir haben ungefähr die selber politischen Ansichten, wir ärgern uns beide, wenn wir das Recht verletzt sehen. Wir sind Freunde, und ich habe kein Interesse daran, dass der Freund meinen Weg geht. Wenn er meinen Weg ginge, könnte mir niemand die klammheimliche Freude verwehren. Aber er geht ihn nicht, und ich weiß, dass es andere Wege des Geistes und der Lebenshoffnung gibt als meinen eigenen. Mein Freund ist ein Mensch mit vielen Vorräten. Wie gesagt: er kennt die Erzählungen, die die Hoffnung bergen aus seiner pietistischen Vergangenheit. Wenn er in ein Museum geht, kann er die religiösen Motive deuten. Bach ist ihm weder im Text noch in der Musik fremd. Um es paradox zu formulieren: Wer einmal in der Kirche war, kann gut ohne Kirche leben. Er hat religiöse Welten in seiner Jugend erlebt, die ihn gebildet und die geknechtet haben. So ist es nun einmal mit Religion; sie ist sehr oft, wenn nicht meistens zweideutig. Trost und Entmündigung liegen nahe beieinander, Freiheit und Bann. Wer in einer Tradition lebt, ist Erbe des Geistes und des Ungeistes seiner Väter und Mütter, wie auch wir Heutigen Geist und Ungeist vererben. Wir sind auf die Vergebung unserer Kinder und Enkel angewiesen, wie wir selber unseren Vätern und Müttern vergeben müssen. Mein Freund lebt seinen Glauben ohne Kirche. Er ist frei.

Ich habe zwei Fragen, eine an ihn und eine an mich selber. Die Frage an den Freund: Wovon werden deine Kinder leben? Ich will die Frage mit einer Geschichte aus Erich Kästners Doppeltem Lottchen einleiten. Gegen Ende des Buches gibt es folgende Szene: Die Eltern der Zwillingen lebten getrennten. Der raffinierte Plan der beiden Mädchen hat sie wieder zusammengebracht. In einem Gespräch wollen sie überlegen, ob sie dem Wunsch der Kinder folgen und zusammenbleiben können. Diese warten während des Gesprächs vor dem

Zimmer, und eines sagt zum anderen: Wenn wir jetzt doch beten könnten. Aber es fällt ihnen kein Gebet mehr ein außer dem einen: Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast! Damit hatten sie noch eine letzte Erinnerung an die große Sprache der Wünsche, die ausgreift bis ins Land des Gelingens und die in störrischem Trotz mehr verlangt, als die Gegenwart bietet. Was, wenn die große Poesie des Gebetes verloren geht? Wenn die Lieder und die Erzählungen von der Bergung des Lebens verstummen? Mein Freund kennt sie; er lebt davon und seine Seele ist durch sie gebildet. Selbst wenn er überhaupt nicht mehr glaubte, wäre er ernährt vom alten Glauben. Wovon aber werden die Kinder ernährt.

Vielleicht antwortet mir der Freund: Ich werde meine Kinder nicht ungebildet lassen. Sie sollen die Bibel kennen lernen; sie sollen religiöse Praktiken kennen lernen. Meine Frage ist: Gibt es eine Erinnerung, gibt es ein Erbe, dass man langfristig ohne Gruppe, in unserem Fall: ohne Kirche haben kann? „Allein bist du klein!“ ist nicht nur ein politischer Slogan. Es ist in hohem Maß auch eine religiöse Wahrheit. Erinnerungen und Traditionen halten sich, indem sie in einer Gruppe zirkulieren. Ich berufe mich hier auf die Erinnerungsforschung (Assmann z.B.) und besonders auf Maurice Halbwachs, den französischen Soziologen und Juden, der 1945 in Buchenwald ermordet wurde. Normatives Wissen und Erinnerungen bleiben langfristig nur in Gruppen lebendig. Wir erinnern uns an das, was in der für uns signifikanten Gruppe von Bedeutung ist. Den Inhalt und die Wichtigkeit des Wissens lese ich meiner Erzählgruppe von den Lippen. Es mag noch so viele Bücher über Franz von Assisi geben; seine Vorstellungen und Visionen mögen wissenschaftlich noch so erforscht sein. Wenn es keine Gruppe gibt, in der er narrativ vergegenwärtigt wird; in der seine Visionen dramatisch entfaltet werden, in der sie also Evangelium und verpflichtende Nachricht werden, dann bleibt die Botschaft blass und schattenhaft, sie bleibt vorexistentiell. Sie bildet kaum Ethos und keine Träume. Sie bleibt scientia und wird nicht sapientia. Es gibt also keine langfristige, konsistente, bildungs- und handlungsrelevante religiöse Erinnerung ohne Kirche. Der Bezugsrahmen und das Deutungsschema des gemeinsamen Gedächtnisses macht die Erzählung erst zu einem erkennbaren Erbe; verleiht ihr Wichtigkeit und bringt sie existentiell in den Blick. Halbwachs hat in seinem Gedächtnisbuch ein Kapitel mit dem Titel „Das Vergessen durch Loslösung von einer Gruppe“.

Die Gruppe prägt die Erinnerung. Ebenso richtig ist die Umkehrung: Die Erinnerung prägt und gründet die Gruppe. Wer sie ist und was sie soll, erzählt sich die Gruppe in den Geschichten der eigenen Tradition, im Gedächtnis des eigenen Schicksals; im Gedächtnis des Entrinnens und Gelingens, im Gedächtnis der Schuld und der Toten. Die Zirkulation der

Erinnerung wird zum Gemeinsinn, und der Gemeinsinn erhält die Gruppe. Sinn, langfristige und grundsätzliche Selbstvorstellungen halten sich in der Regel nur als kollektive. Die rein individualistische Sinnsuche ist zum Scheitern verurteilt. Norbert Elias beklagt die monadischen Individuen, deren wichtigste Lebensaufgabe es ist, „nach einer Art von Sinn für sich allein zu suchen, einen Sinn, der unabhängig von allen anderen Menschen ist. Kein Wunder, dass Menschen bei der Suche nach dieser Art von Sinn ihr Leben als absurd erscheint.“ (N. Elias: Über die Einsamkeit der Sterbenden)

Unser Identitätsbegriff setzt oft eine Selbstvorstellung voraus, in der das Subjekt in Konsistenz und Langfristigkeit mit sich selber übereinstimmt und nicht mit mehr. Das Selbstverständnis aus einer gemeinsam begangenen Erinnerung gibt personale Identität und individuelles Wissen und Bewusstsein natürlich nicht auf. Aber es entsteht ein Subjekt, das sich von außen nach innen versteht. Es baut sich auf „kraft seiner Teilhabe am Selbstbild der Gruppe“ (J. Assmann: Das kulturelle Gedächtnis) Der Mensch, der seine Geschichte mit seiner Gruppe teilt, ist also nicht nur er selbst, er hat nicht nur ein individuelles Gesicht. Das Erbe, das die Gruppe trägt, hat ihn geprägt. Er hat die Wichtigkeiten und das Erinnerungsschema seiner Gruppe übernommen. Er wird über die Sachverhalte zornig, traurig oder beglückt, von denen auch die anderen Mitglieder der Gruppe bewegt werden. Ich setze natürlich voraus, dass das Individuum ein Freigeist ist; dass es sich von der Gruppe auch distanzieren kann; dass er seine Gruppe u.U. verlassen kann, wie mein schwäbischer Freund es getan hat.

Das Gedächtnis, das in einer Gruppe bewahrt wird, stiftet Lebensvisionen, die Erinnerung stiftet Gewissen. Wir stoßen in der Gegenwart auf eine grundsätzliche Schwierigkeit für diese Art von Erinnerung: es ist der Zerfall der das Gedächtnis tragenden Gruppen; der Zerfall der Bildungsinstitutionen, jener Agenturen also, die Sprache und Bilder, Lieder und Gesten tragen, die die Erinnerungen bergen. Wir erleben im Augenblick den Zusammenbruch wichtiger Sprachnester; wichtiger Gruppen, die bisher Träger solcher Erinnerungen waren. Wir erleben den Zusammenbruch der Sozialismen. Wir erleben die Entwichtigung der Kirchen. Werthaltige Gruppen werden zu technokratischen Gruppen: die Parteien, die Gewerkschaften und oft auch die Kirchen. Sie vertreten Interessen, aber sie haben keine Träume. Das aber könnte zum grundsätzlichen Zusammenbruch der alten normativen Horizonte werden. Es gab einmal eine allgemeine Lesart von Geschichte und Welt, einen Normenkanon, der von solchen Gruppen getragen wurde und der Solidarität gebot, Achtung des Lebens und Gedächtnis der Toten. Menschen waren gewohnt, normativ zu denken. Diese Normen führten sich in Erzählungen, Bildern und Gesten auf. Es gab

humanistische, christliche, sozialistische Würdetraditionen, auf die man sich berufen konnte und vor denen es die Würdelosigkeit, das Unrecht und das Vergessen nicht ganz leicht hatten. Man hat gegen diesen Kanon verstoßen, aber es gab ihn. Man musste deswegen die eigene Würdelosigkeit kaschieren, entschuldigen leugnen. Was aber, wenn in einer posttraditionalen Gesellschaft die Normenhorizonte mit ihren Inhalten und Dramatisierungen selber zusammenbrechen. Was wenn die Texte verschwinden und es keine Lesart mehr gibt für das, was Menschen zustößt? Was ist, wenn die Lieder keine Agenturen mehr haben. Der neue Feind der Erinnerung könnte die ungestörte Heutigkeit der Subjekte sein; das traditionsfreie Subjekt, das sich selber Norm und Horizont ist. Was, wenn in einem rasenden Individualismus sich jeder selber Kanon ist? Wer hütet dann die alten Worte Solidarität, Barmherzigkeit, Mitleid, Gerechtigkeit?

## **2. Warum braucht der Glaube die Kirche?**

Ich habe zwei Frage gestellt, die eine an den Freund nach der Zukunft seiner Kinder. Die andere stelle ich an mich selber: Warum braucht mein Glaube die Kirche? Eine erste Antwort habe ich gegeben: Allein bin ich klein, allein bin ich mir zu klein. Wir sind endlich, auch im Glauben, und es gibt Gründe genug, ihn zu verlieren. Diese Kirche ist ein Haus, das die Träume und den Glauben der Toten birgt. Ich meine Kirche zunächst auch als Bauwerk.

In diesem heiligen Raum muss ich nicht glaubenseloquent sein. Der heilige Raum ist der Raum, in dem die Toten meine Zeugen sind. Hier wurde ihr Lebensanfang unter die große Geste der Taufe gestellt, hier haben sie geschworen, hier haben sie den Bruch ihrer Schwüre bereut, hier haben sie ihre Glück gefeiert und ihre Niederlagen beweint, hier wurden die letzten Gebete über sie gesprochen. Jeder Kirchenraum ist dunkel von der Patina der Seufzer, der Gebete, der Zweifel, der Hoffnung der Toten. Eine Tradition haben, heißt, an die Stelle der Toten treten, nicht nur um ihre Aufgaben zu übernehmen, sondern um Anteil zu gewinnen am Glauben und an der Hoffnung dieser Toten. Wir bauen uns von außen nach innen, und wir müssen nicht einmal die vollkommenen Meister unseres Glaubens sein. Eine Kirche ist nicht schon dann eine Kirche, wenn sie fertig gestellt und eingeweiht ist. Eine Kirche wird eine Kirche mit jedem Kind, das darin getauft ist; mit jedem Gebet, das darin gesprochen wird, und mit jedem Toten, der darin beweint wird. Sie ist kein Kraftort, aber sie wird ein Kraftort, indem sie Menschen heiligen mit ihren Tränen und mit ihrem Jubel. Ich muss im heiligen Raum nicht eloquent sein. Ich muss mir nicht in Dauerreflexion und Dauerberedung sagen, wer ich bin; was der Sinn und das Ziel des Lebens und des Sterbens ist. Der Raum redet zu mir und erzählt mir die Geschichte und die Hoffnung meiner Toten und lebenden Geschwister. Und so baut er an meinen Wünschen und an meinen Lebensvisionen. Es ist kein

ästhetisches Urteil, wenn ich sage, dass alte Kirchen mir lieber sind als die neuen. Alte Kirchen haben mehr Vergangenheit, sie erzählen mehr.

Die Kirche ist das Haus, in dem das Gottesgespräch meiner Toten aufbewahrt wird. Es gibt zwei Heiligkeiten dieser Tradition. Die eine ist ihre eigene Schönheit und Anmut. Es ist die Wahrheit von der Rettung des Lebens, die sich in vielen Geschichten dramatisiert. Die zweite Heiligkeit wird in dem Buch und jener Tradition verliehen, durch den Glauben, die Hoffnung und die Sehnsucht derer, die das Buch lesen und die Tradition weitertragen. Die Texte und Überlieferungen sind immer besser als sie sind, weil Menschen sie mit ihren Seufzern und Hoffnungen heiligen. Dass ich mich zu jenem Erbe entschließen kann, dass ich mich in jene Tradition stellen kann, das liegt nicht nur an der Schönheit jenes Erbes. Es liegt auch daran, dass sich so viele vor mir und so viele mit mir diese Texte angeeignet haben und aneignen. Tradition ist nicht nur überlieferter Inhalt. Es ist auch die Tatsache, dass ich Anteil habe am Glauben, an der Hoffnung meiner Geschwister und meiner Toten. Ich brauche nicht für alles zu stehen, nicht einmal für meinen Glauben – das heißt, eine Tradition haben. Ich brauche nicht jede Lebensvision selber zu entwerfen, denn ich habe Anteil an der Kraft meiner Geschwister. Ich muss nicht nur ich selbst sein; ich muss nicht an meiner eigenen Authentizität verhungern. Nie mehr will ich verlernen, Ich zu sagen vor meiner Tradition. Aber nie mehr will ich nur Ich sagen. In einer Tradition stehen, heißt, mehr werden als man von sich aus sein kann.

Ich brauche die Kirche auch als sonntägliche Gemeinde. Ich brauche die grauen, verstaubten Schwarzbrotgottesdienste. Warum?

Eher assoziativ und zufällig versuche ich, die Schönheit des Gottesdienstes zu beschreiben. Ich meine damit nicht den außerordentlich schönen, festlichen Gottesdienst, sondern die Graubrotgottesdienste, die wir Sonntag für Sonntag erleben können. Unter einigen Stichworten überlege ich ihren Reichtum.

**Die Geläufigkeit des Sonntags:** Der Sonntag kommt wieder, ob ich will oder nicht. Er ist die große Unterbrechung der Arbeit und der alltäglichen Geschäfte, der Bann der puren Notwendigkeiten wird durchbrochen. Wir (zumindest einige von uns!) tun, als seien wir schon im Reich der Freiheit. Wir kleiden uns besser, wir essen anders, wir haben für anderes Zeit. Wir spielen für einen Tag Königssöhne und Königstöchter. Und wir gehen zum Gottesdienst. Ich frage mich nicht, ob ich dazu aufgelegt bin oder nicht; ob mir zum Beten und zum Feiern zumute ist oder nicht. Es ist Sonntag, es ist 10 Uhr, und so gehe ich. Ich erschöpfe mich auch nicht in Überlegungen, ob ich gehen soll oder nicht. Der Sonntag ist wie eine alte strenge Lehrerin, die sagt: Geh! Es ist Zeit! Die Geläufigkeit (ein bei Protestanten

eher verschrienes Wort!) des Sonntags enthebt mich der Entscheidung und der falschen Existentialität. Eine Überzahl von Entscheidungszwängen kann den Menschen zermürben und ihn gerade entscheidungsunfähig machen. Ich habe mich entschlossen, der alten Lehrerin zu gehorchen, und so diskutiere ich nicht jedes Mal mit ihr, ob sie recht hat oder nicht. Es gibt Geläufigkeiten, die die Freiheit des Menschen schützen, wie es natürlich zwanghafte und mechanistische Geläufigkeiten gibt, die sie zerstören. Ich nenne ein anderes verpöntes Wort: Gewohnheit! Ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht, sonntags in den Gottesdienst zu gehen. Ohne Gewohnheiten kann der Mensch nicht leben, auch wenn wahr ist, dass er darin ersticken kann. Aber eine kirchliche Gefahr ist das in dieser Gesellschaft ja nicht mehr. Die Gewohnheit, die Regelmäßigkeit, die Geläufigkeit erbaut die innere Haltung des Menschen.

**Die Gottesdienstgemeinde:** Ich bin im Gottesdienst nicht allein. Um mich sind Alte und Junge, Männer und Frauen, Kluge und Dumme, Behinderte und Nicht-Behinderte, Kranke und Gesunde. Ich erlebe mehr Welt, als wenn ich bei mir selber oder immer bei meinesgleichen bliebe. Ich sehe, was ich sonst nicht sehe, z.B. mehr beschädigte Menschen, als ich sonst sehe. Ich verlasse die Enge meines eigenen Kreises, und die Unsichtbaren treten ins Licht: die Kranken, die Beschädigten, die Beladenen. Ich bin beim Beten nicht allein. Ich nehme Teil am Glauben von anderen Menschen, und so kann ich leichter das Glaubensbekenntnis sprechen, das Vaterunser und die Psalmen. Ich bin nicht nur auf meinen eigenen windschiefen Glauben angewiesen. Wir teilen den Glauben, wie man Brot teilt in kargen Zeiten. Gemeinschaft der Heiligen! Es sind noch andere Heilige da, die Toten und die Engel. In der Kirche gab es immer eine schöne Idee: jeder Gottesdienst ist Teilnahme am großen, objektiven Werk des Lobes Gottes, das die ganze Schöpfung singt. Die Beter stimmen ein in den großen Lobgesang der Engel. Wenn ich das weiß, dann brauche ich meinen eigenen gebrochenen Glauben nicht zum Maßstab meiner Worte und meiner Lieder zu machen. Gerade wenn man älter geworden ist und seine Niederlagen hat, verzichtet man gern auf sein bisschen Authentizität. Es entsteht eine neue Sehnsucht: sich einzufügen in den Gesang aller, der Anwesenden Geschwister, der Engel und der Toten. Man birgt seine eigene zitterige Stimme in das große Lob der Welt. Man fragt nicht mehr danach, ob das Herz auch fromm genug ist zum Beten; ob die Gebete auch echt sind und ob auch alles von innen kommt. Man schüttet die Tränen seines Glücks und seiner Trauer in das große Meer des Lobes Gottes. Gemeinschaft der Heiligen!

**Die Musik und die Lieder:** Wir singen im Gottesdienst, wir hören Musik. In einem der schönsten Märchen der Antike werden uns Ursprung und Gehalt der Musik gedeutet. Der Gott Pan jagt die Baumnymphe Syrinx. Sie flieht vor ihm, kommt an einen Fluß und bittet das

Wasser, sie in eine Welle zu verwandeln, daß Pan sie nicht erkennt. Pan greift nach ihr, hält aber nur noch Schilfrohr in den Händen. Während seiner Klage fährt der Wind durch das Rohr, und Pan hört einen leisen und sehnsüchtigen Flötenton. Er bindet Schilfrohre verschiedener Größe zusammen, und wir haben die Panflöte. Die ersten Töne, die er spielt, sind die der Klage, des Vermissens und des Entbehrens. Musik ist der „Ruf ins Entbehrte“, sagt Ernst Bloch an der Syrinxgeschichte. Die Panflöte gleicht am meisten der Orgel, und diese gleicht am meisten der menschlichen Stimme. Gesang als Ruf ins Entbehrte und Gesang als Ausgriff in die Fülle. Was schon da ist, wird in seiner Güte und Schönheit besungen. Was noch nicht da ist und ersehnt wird, wird herbeigesungen. Unsere Stimme und unser Mund sind oft klüger als unser Herz. Es ist erstaunlich, was wir alles singen. Wir singen: „Aus meines Herzens Grunde sag ich dir Lob und Dank!“ Aber wie unbeteiligt ist oft der Herzensgrund! Wir singen: „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich!“ Singt das Herz, oder singt nur der Mund? Es ist eine falsche Frage. Manchmal singt wirklich nur der Mund. Aber wir sind ja nicht nur Herz, Gottseidank! Wir sind auch unser Mund, der das schwache Herz hinter sich herschleift, bis es wieder auf den eigenen Beinen gehen kann. Daran ist nichts falsch. Das Herz muß nicht immer Meister seiner selbst sein. In der Poesie des Singens sind wir uns selber voraus - unseren Einsichten, unseren Argumenten, unserem Zwiespalt. Wie an keiner anderen Stelle tut man beim Singen, als könnte man schon glauben. Wir geraten in der Musik und mit den Liedern in den Bereich der Schönheit. Die Schönheit heilt. Sie lehrt uns lächeln - wer täte es nicht bei Paul Gerhards "Narzissus und Tulipan"? Sie lehrt uns weinen wie das "Wenn ich einmal sollt scheiden". Sie lehrt uns Zartheit wie jenes weihnachtliche "Brich an, du schönes Morgenlicht". Die Schönheit und die Gnade sind leibliche Geschwister, und sie begegnen uns am dichtesten in den Liedern. Zehnmal lieber würde ich im Gottesdienst auf die Predigt verzichten als auf die Lieder.

### **3. Was bedeutet die Kirche für die säkulare Stadt?**

Wir haben das Brot unserer Tradition nicht für uns allein. Essen kann man nur, was man teilt. Wir verwahren auch das Brot für die Fremden. Kirche ist die Kirche nur, solange sie Kirche für die anderen ist. Die öffentliche Rede der Kirche im Religionsunterricht, im Rundfunk, bei den Kasualien und im Konfirmandenunterricht richtet sich im Normalfall an Fremde, an Halbgläubige oder an Ungläubige. Sie ist Mission. Ich möchte mein Thema mit einem Beispiel beginnen.

Auf einem Treffen emeritierter Kollegen komme ich neben einen alten Professor zu sitzen. Nach einiger Zeit beginnt er ein Gespräch über das Sterben und über Beerdigungen. Im Gespräch wird er immer erregter. Er sagt: „Ich gehöre zu keiner Kirche, und ich bin Atheist.

Was wird mit mir, wenn ich sterbe? Es muß doch einen Ort für mich geben! Es muß dann doch etwas gesagt werden!“ Diese beiden Sätze, die ich zunächst nicht verstehe, wiederholt er immer wieder. Was will er sagen? Daß die Friedhöfe fest in christlicher Hand sind und für ihn als Atheisten kein Platz dort ist? Immer mehr höre ich etwas anderes aus diesen Sätzen: Es kann doch nicht sein, daß an meinem Lebensende nicht mehr als Sprachlosigkeit herrscht. Es muß doch so etwas wie die Lesbarkeit meines Lebens geben. Es ist ein Ruf, an dessen Beantwortung er selber nicht glaube. Aber er ruft, und wer wollte bezweifeln, daß sich sein Glaube in diesem Ruf versteckt! Ich verspreche schließlich dem Kollegen, ihn zu beerdigen. Er ist tatsächlich nach etwa einem Jahr gestorben. Vorher habe ich ihn viermal besucht. Ich habe seine Geschichte erfahren. Ich habe mit ihm über ein christliches Verständnis vom Tod gesprochen, und wir haben eine Abmachung getroffen: ich werde ihn bei der Beerdigung nicht nachträglich zum Christen machen, und ich werde mich selber als christlichen Theologen nicht verleugnen. Es wurde eine widersprüchliche Beerdigung. Kaum einer der Teilnehmer war in der Kirche. Ich trug keinen Talar, aber wir haben Psalmen gebetet. Menschen haben sich Sprache geliehen. Sie haben sich für eine Stunden Masken des Glaubens angelegt im Beten der Psalmen und des Vaterunsers.

Überall, wo Menschen an Stellen der Verdichtung ihrer Existenz kommen, sind sie geneigt, die Sprache reiner Sagbarkeit zu überschreiten und in eine Symbolregion zu kommen, die sie weder ganz durchschauen noch ganz verantworten können. Die Sprache wird poetisch, offen und zum Tanz der Wünsche. Man sagt etwas, was in der normalen Ebene des Lebens nicht gesagt wird. Die Sprache wird religionsnahe. Man beachte etwa die Bedeutung der Übertreibung in der Sprache der Liebe. Man treibt die Sprache in den nicht auszuschreitenden Raum des Bildes: „Du bist mein langsamer Satz aus dem Cellokonzert von Dvorak! - Du bist mein Leben, meine Ewigkeit, mein Galaterbrief!“ Das Bild überspringt alle Möglichkeiten. Transzendenz - Übersprung - ist sein Wesen.

Ähnliche Unsagbarkeiten finde ich in Abschiedsbriefen von zum Tode Verurteilten in der Nazizeit. Da sagen Sozialisten, Kommunisten, Humanisten ohne Bezug auf die Religion religiöse Sätze. „Morgen, wenn ich sterbe, läuten nicht die Totenglocken, sondern die Siegesglocken! .... Morgen, wenn ich sterbe, gehe ich nicht fort, ich komme zu Euch!“ Die Sprache schnellt aus ihrer Begrenzung ins Land des Gelingens. So ist es in den extremen Fällen von Liebe und Tod. Es ist so bei allen Lebensschwellen, die ein Menschen zu überschreiten hat. Der Übersprung ist eine Form des Glaubens, ein Glaube auf Tage oder auf eine Stunde. Manchmal borgen sich Menschen für diesen Tag oder diese Stunde unsere Sprache aus. Wir sind nicht die Meister ihres Glaubens, und wir haben diesen Glauben auf

Zeit zu ehren und ihm zu dienen. Eine der Aufgabe der Kirche ist es, mit ihrer Sprache, mit ihren Gesten, mit ihren Räumen und Zeiten zur Verfügung zu stehen, wenn Menschen uns brauchen. Zum Beginn des Golfkrieges wollte eine Seminar von mir im Hamburger Michel eine Nachtwache mit Gebeten und Bibellesung machen. Ich fand das sehr schön, und ich fürchtete, daß die jungen Menschen allein und verloren blieben in der großen Kirche. Aber die Kirche war die ganze Nacht voll. Was ist, wenn niemand mehr die Sprache hütet und sie zur Verfügung stellt für die Zeit der Not, der großen Wünsche, der Anfänge, der Höhepunkte des Lebens und seiner Beendigung?

Kann die Sprache, die nicht dauernd gesprochen wird, im Casus gehört und gesprochen werden? Zerstören wir diese Sprache damit nicht und machen wir sie nicht undeutlich? Ich habe eine Erfahrung mit den Menschen, die sich diese Sprache borgen für den Casus. Sie wollen, dass wir uns nicht verleugnen. Sie wollen nicht, dass wir die Sprache und die Gesten zu Tode erklären. Sie wollen in ein fremdes Haus gehen. Vielleicht ist diese Sprache überhaupt nur in ihrer Fremdheit für sie zu sprechen und zu ertragen. Sie wollen nicht, dass es ihre Sprache ist und dass sie ihnen auf den Leib zugeschnitten ist. Die Fremdheit lässt ihnen Distanz und Ambivalenz. Sie sind in einem Haus, und es schützt sie auf Zeit, aber sie sind nicht zuhause und sie wollen dort nicht zuhause sein. Sie spielen die Clowns der Hoffnung in einer fremden Sprache. Man kann Fremdes manchmal besser verstehen und annehmen als immer schon Verstandenes und immer schon Gewusstes. Es ist schon erstaunlich, was Menschen heute alles annehmen, obwohl es nie in ihrer Tradition gelegen hat. Soll man vielleicht sagen, **weil** es nie zu ihrem Traditionsbestand gehörte?

Was aber wird aus uns Christen, wenn wir das Geheimnis in die Öffentlichkeit tragen? Bleiben **wir** noch deutlich, oder verlieren wir Kontur - vor uns selber und vor den anderen, wenn wir die Sprache aus dem Arcanum nehmen und in die Fremde tragen? Ich vermute, je deutlicher wir selber sind als Christen; als Pfarrer und Pfarrerinnen, um so eher können wir undeutliche Gäste ertragen. Je mehr wir unsere Traditionen nicht nur kennen, sonder sie lieben gelernt haben als Geschichten der Freiheit und der Schönheit; je mehr wir sie uns angeeignet haben und wir spirituelle Menschen sind, um so mehr können wir furchtlos verteilen, was wir haben, und zeigen, wer wir sind. Je unsicherer wir sind, um so stärker üben wir uns in der Kunst der Selbstverbergung.

Der Auftritt der Kirche in der säkularen Öffentlichkeit und die Auslieferung ihrer Schätze in den uneigentlichen Raum ist ein Stück Mission. Viele unserer kirchlichen Wörter sind verdorben, vielleicht auch dieses Wort Mission. Es hat keinen Sinn, die Wörter zu verschweigen, wir müssen sie reinigen. Was ist Mission? Es ist die gewaltlose,

ressentimentlose und absichtslose Werbung für die Schönheit eines Lebenskonzepts. Diese Werbung ist ressentimentlos, indem wir ohne Bekümmern akzeptieren, dass Menschen andere Lebenswege einschlagen als die des Christentums. Für uns als Christen hat dieses Christentum eine biographische Einmaligkeit. Aber es gibt andere Wege des Geistes und andere Dialekte der Hoffnung. Mission kann man wollen, wenn man auf seine eigene Einmaligkeit verzichtet, so sehr das unseren Narzißmuß kränken mag.

Die Werbung ist absichtslos. Sie geschieht nicht mit der Absicht, jemanden zur eigenen Glaubensweise zu bekehren, wohl mit der Absicht, dass auch der Fremde schön finde, was wir lieben und woran wir glauben. Wenn ich etwas liebe und wenn ich an etwas glaube, dann liegt es im Wesen dieser Liebe, dass sie öffentlich zeigt, was sie liebt. Eine sich verbergende Liebe ist auf Dauer keine Liebe. Man gibt sich selber ein Gesicht, man identifiziert sich selber und erfährt, wer man ist, indem man zeigt, wer man ist und woran man glaubt. Schon allein mein Stolz lässt es nicht zu, dass ich mich verborgen halte. Junge Menschen brauchen nichts dringender als dies: dass Menschen sich ihnen zeigen; dass ihr Gesicht und ihre Lebenskonturen erkennbar werden. Lehren heißt, zeigen, was man liebt. Menschen werden wahrscheinlich nicht lieben, was wir lieben. Aber sie lernen, dass man überhaupt etwas lieben und für etwas stehen kann. Wir machen Jugendlichen das Angebot, sich zu identifizieren und sich kenntlich zu machen - vor sich selber und vor anderen, indem wir uns als Kenntliche zeigen. Wenn Sie auf kenntliche Menschen und erkennbare Institutionen stoßen, dann können sie vielleicht auf die zwanghaften Selbstidentifizierungen verzichten, die etwa in der Ausübung von Gewalt besteht. Gewalt und gewaltförmige Symbolik waren immer schon die Mittel von Identitätszwängen.

Die Hoffnung ergibt sich nicht argumentativ. Aus dem reinen Argument ergibt sich viel näherliegend, wie man an vielen Stellen sieht, die Aussichtslosigkeit. Die Hoffnung braucht Lieder, Bilder, Erzählungen. Die Kirche soll also denen, die in ihren Vorhöfen lagern, nicht mit einer großmütigen, aber inhaltslosen Geste entgegenkommen. Sie soll ihre Schätze zeigen. Sie soll stellvertretend für jene Nicht- oder Halbchristen glauben. Vielleicht glauben diese ja, indem sie dem Glauben der anderen zusehen und zuhören. Ein Glaube in den Vorhöfen der Hoffnung. Wer wollte ihn verachten?

Ich erwarte von der Arbeit der Kirche im öffentlich-missionarischen Raum in einer Zeit verlöschender Träum, dass sie eine Art Erinnerungswerkstatt ist; eine Bildungsveranstaltung, in der an den inneren Mustern von Menschen gebaut wird, an ihren Wünschen und an ihrem Gewissen.

Tradition verstehe ich als eine Überlieferung der Bilder der Lebensrettung, die Menschen miteinander teilen. Dass das Leben kostbar ist; dass Gott es liebt; dass einmal alle Tränen abgewischt werden sollen; dass die Armen die ersten Adressaten des Evangeliums sind, das sagt, das singt, das spielt uns diese Tradition in vielen Geschichten, Liedern und Bildern vor. Es ist nicht das Wichtigste, dass Menschen durch die öffentliche Sprache der Kirche unbedingt zu ihren Mitgliedern werden. Wichtig ist, dass Menschen in ihren Träumen und in ihrem Gewissen gebildet werden. Es ist nicht das Wichtigste, dass Menschen unter allen Umständen unseren Dialekt des Glaubens sprechen. Wichtig aber ist, dass sie die Hoffnung und das Recht lieben lernen. Die Erinnerung an die Träume schuldet die Kirche einer traumlosen Gesellschaft

Wie können wir, die Pfarrer, die Eltern, die Lehrerinnen die großen Erzählungen hüten, wenn unser eigener Glaube schwankend geworden ist? Denn diese Zeit ist an uns nicht vorbeigegangen, sie nistet in unseren Herzen. Ich glaube, dass ein Erzähler seine Hoffnung und ein Stück seiner Frömmigkeit lernt, indem er die Geschichten der Hoffnung vor anderen ausbreitet. So ist es wohl auch bei den Pfarrern und Pfarrerinnen Sie predigen nicht weil sie vor Glauben glühen, sondern sie lernen den Glauben, indem sie ihn weitersagen. Die hörende Gemeinde baut an ihrer Sprachfähigkeit. Unsere hörenden Kinder bauen an unserem Glauben. Was sollte daran falsch sein? Dies kann nur dem verdächtig sein, der glaubt, jederzeit Meister seiner selbst sein zu müssen und dem Unabhängigkeit das letzte Ideal ist.

Wird die Kirche sterben, wie es viele voraussagen? Nein! Die Kirche stirbt nicht. Wohl wird die uns bekannte und herkömmliche Gestalt der Kirche sterben. Wir haben hier keine bleibende Gestalt, auch keine bleibende Kirchengestalt. Die Beweglichkeit, die Vorläufigkeit, die Wandelbarkeit müssten, ehe sie Signatur des postmodernen Subjekts sind, schon längst Eigenart der Christen und ihrer Kirche sein. Man kann nur Vermutungen darüber anstellen, wie die Kirche von morgen aussehen wird, aber mit einiger Sicherheit kann man folgende Prognose wagen:

1. Die Kirche von morgen wird weniger staatsverbunden sein. Was aus den Feiertagen und Sonntagen wird, wissen wir nicht. Ob der Name Gottes in der europäischen Verfassung genannt wird, wissen wir nicht. Ob der Staat so selbstverständlich die theologischen Fakultäten fördert und den Religionsunterricht in den Schulen, ist ungewiss. Das ist Chance einer neuen Freiheit der Kirche. Sie muss nicht mehr zwei Herren dienen, sie hat nur mehr einen.

2. Die Kirche von morgen wird kleiner und ärmer sein. Sie wird die reichen Mittel für ihre Kirchbauten, Akademien und sozialen Einrichtungen nicht mehr haben. Das ist die Chance einer neuen Konzentration der Kirche. Sie wird neu lernen können und müssen, wer sie ist und was sie soll.

3. Die Kirche von morgen wird ökumenisch sein. Sie wird sich den Schwachsinn der konfessionellen Doppelstrukturen nicht mehr erlauben. Es wird nicht mehr ein katholisches neben einem evangelischen Gemeindehaus stehen und das katholische Altenheim neben dem lutherischen. Die neue Ökumenizität befreit von den falschen und kindischen Fragen, in die die Konfessionen heute noch verstrickt sind. Die verschiedenen Konfessionen können einander dienen mit ihren spezifischen Charismen.

4. Die Kirche von morgen wird weniger klerikal dirigiert sein. Sie wird angewiesen sein und beschenkt werden von den Charismen der Laien und der Ehrenamtlichen.

5. Die Kirche von morgen wird stärker von Frauen bestimmt sein. Vermutlich wird dadurch ihre Theologie riskanter und vielfältiger. Theologische Korrektheit und Irrtumsvermeidung werden eine geringere Rolle spielen.

6. Die Kirche von morgen wird weniger eurozentrisch bestimmt sein. Es werden andere Formen der Frömmigkeit und der Gottesdienste in sie eindringen, das ist Gefahr und Chance zugleich.

7. Die Mitglieder der Kirche von morgen kommen aus einer so traditionsfernen Gesellschaft, dass sie sich in Freiheit und mit wenig Ressentiment den Überlieferungen des Christentums wieder zuwenden können. Traditionsbrüche erzeugen Aufgeschlossenheit für Traditionen.

Man kann die Zukunft der Kirche kritischer lesen, und es fällt sicher leichter, die zukünftigen Schwierigkeiten zu beschreiben. Wenn man aber die Hoffnung behalten und handeln will, muss man sich der Mühe unterziehen, die Möglichkeiten unter all den Unmöglichkeiten herauszulesen und sich nicht in der Beschreibung des Unglücks zu erschöpfen. Was also werden und sollen die spirituellen Züge und die Aufgaben der Kirche von morgen sein?

1. Sie soll Gott loben: Die erste Aufgabe der Kirche sind die Gottesdienste, ist das Gebet, ist die spirituelle Befähigung ihrer Mitglieder und Amtsträger zum Gebet und zum Lob Gottes. Das Gebet, die Gottesdienste, das Lob Gottes sind um ihrer selbst willen da. Sie verfolgen keine Absichten. Ihre köstliche Zwecklosigkeit ist vielleicht das Schönste an ihnen. Aber sie sind als primäre Aufgabe der Kirche gerade wegen ihrer Zwecklosigkeit auch schwer zu

verteidigen. Alles, was Zwecke hat, legitimiert sich selbst; was keine Zwecke hat, hat es schwer.

Wenn ich ängstlich wäre, würde ich befürchten, dass die Kirche nur das tut, was sich nach außen rechtfertigen lässt und was allen einleuchtet; nur das sagt, womit sie der säkularen Gesellschaft schmackhaft ist. Das heißt: sie würde den Namen Gottes verschweigen.

2. Sie soll das Recht ehren: Die Kirche, die gesellschaftlich bedeutungsloser geworden ist, die nicht mehr einem König oder einer Staatsidee verpflichtet ist, ist freier in ihren geistlichen und politischen Optionen. Sie kann leichter lernen, dass Spiritualität nicht hauptsächlich eine Frage religiöser Techniken ist, die unabhängig davon sind, wofür eine Gruppe steht und welche Optionen sie hat. Beten kann man, wenn man weiß, wofür man beten soll. Die Spiritualität der Kirche ist zuallererst ihre Aufmerksamkeit auf die Gesichter der Menschen; auf ihre Leiden und auf ihr Glück. Spiritualität ist die Erkenntnis der Augen Christi in den Augen des hungernden Kindes, der gequälten Frauen, der Menschen, die aus allen Sicherungen heraus gefallen sind. Diese Spiritualität lehrt Fragen stellen: wer leidet? Warum leidet er? Wer macht Leiden? Ich hoffe auf eine Zeit, in der die Linken fromm werden und die Frommen links. An der unglückseligen Arbeitsteilung zwischen Frommen und Kritischen haben wir lange genug gelitten.

Wenn ich ängstlich wäre, würde ich befürchten, dass die Kirche, wo ihr die gesellschaftliche Akzeptanz verloren geht, sich eifrig bemüht, politisch unauffällig zu werden und ihre prophetische Aufgabe zu vernachlässigen.

3. Sie soll Gesicht zeigen: Die Kirche soll zeigen, wer sie ist und welche Schätze sie zu verwalten hat. In der Zeit verlöschender Träume soll sie eine Art Erinnerungswerkstatt sein, in der an den inneren Mustern von Menschen gebaut wird. Tradition verstehe ich als eine Überlieferung der Bilder der Lebensrettung, die Menschen miteinander teilen. Dass das Leben kostbar ist; dass Gott es liebt; dass einmal alle Tränen abgewischt werden; dass die Armen die ersten Adressaten des Evangeliums sind, dass sing und spielt uns diese Tradition in vielen Geschichten und Liedern vor. Es ist nicht das Wichtigste, dass Menschen durch die öffentliche Sprache der Kirche zur ihren Mitgliedern werden. Wichtig ist, dass Menschen in ihren Träumen und in ihrem Gewissen gebildet werden. Die Erinnerung an die Träume schuldet die Kirche einer Traumlosen Gesellschaft.

Wenn ich ängstlich wäre, würde ich vermuten, dass der Kirche der Stolz abhanden kommt, sich öffentlich zu zeigen. Sie könnte zu einer kleinen Gruppe von selbstvergewisserten Menschen werden, die nur noch nach innen denkt und nicht mehr wahrnimmt als sich selber.

Wen man liebt, dem sagt man eine bessere Zukunft voraus, als er vielleicht haben wird. Und weil ich die Kirche liebe – nicht nur das Christentum, darum sage ich: Die Kirche wird nicht sterben, sie wird sich verwandeln. Was wir erleben, sind die Geburtsschmerzen einer gereinigten Kirche. Aber auch der Geburtsschmerz ist ein Schmerz. „Eine Frau, wenn sie gebiert, hat Schmerzen, denn ihre Stunde ist gekommen. Wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst um der Freude willen, dass ein Mensch zur Welt gekommen ist.“ (Johannes 16, 21)